

3. Plinius der Jüngere – Christenverfolgung in Bithynien?

Leben und Werk des jüngeren Plinius

Plinius der Jüngere wurde 61/62 n. Chr. in Novum Comum geboren und war ein Neffe des älteren Plinius, der als Naturgeschichtler und „Enzyklopädist“ in die Geschichte der lateinischen Literatur einging. Nach dem Tode seines Vaters kam er nach Rom in das Haus seines Oheims, der ihn testamentarisch adoptierte und ihm ein Studium bei Quintilian, einem der bekanntesten römischen Rhetoriklehrer der damaligen Zeit, ermöglichte.

Seine steile Karriere begann er achtzehnjährig als Anwalt in Zentumviral- und Kriminalprozessen („ich habe große und wichtige Fälle vor Gericht vertreten“, ep 5,8); er durchlief daraufhin die verschiedenen Stationen der römischen Beamtenlaufbahn: 82: Militärtribun in Syrien (ep 8,14,7); 88: *quaestor Augusti*; 91/92: Volkstribun (ep 1,23; paneg 95,1); 93: Prätor, 95-96 (so Mommsen und Sherwin-White): Verwalter der Veteranenkasse (*praefectura aerarii militaris*); 98-100: Verwalter der Staatskasse (*praefectura aerarii Saturni*); Sept. und Okt. 100: Suffektkonsul.²⁰⁹ In das Kollegium der Auguren wurde er 103–104 aufgenommen.²¹⁰ Ab 105 oblag dem ehrgeizigen Beamten auch die *cura alvei Tiberis et cloacarum urbis*, d. h. die Aufsicht über das Tiberbett und die Ufer und Abwässer der Stadt Rom.

Im Jahre 111 wurde Plinius als kaiserlicher Legat Trajans in die Provinz *Bithynia et Pontus* in den Nordwesten Kleinasiens (heutige Türkei) geschickt, wo er bis zu seinem frühen Tode im Jahre 113 oder 115 amtierte. In dieser Zeit soll der Briefwechsel zwischen ihm und dem Kaiser entstanden sein. Zu den Briefen gehören auch die beiden sogenannten „Christenbriefe“ (10,96/97).

Das epistolarische Werk des jüngeren Plinius bildet den Hauptteil des literarischen Nachlasses. Dichtungen und Reden sind, abgesehen von

einem Panegyrikus auf Kaiser Trajan, größtenteils verlorengegangen. Die Briefe liegen heute in einer Sammlung von zehn Büchern vor. Die ersten neun Bände umfassen Privatbriefe, das zehnte Buch enthält die offizielle Korrespondenz mit Kaiser Trajan.

Anders als sein Onkel, der sich vorrangig mit naturkundlichen, geographischen und ethnographischen Themen beschäftigte, bietet der jüngere Plinius in den Büchern 1-9 einen Einblick in das gesellschaftliche Leben Roms der trajanischen Ära. Zu den von Plinius behandelten Themen gehören Bildungsfragen, literarische, politische und juristische Themen, aber auch Landschaftsschilderungen, Architekturbeschreibungen etc. Ein literarisches „Highlight“ ist der Bericht über den Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr., bei dem sein Onkel das Leben verlor.

Die in den Büchern 1-9 gesammelten Briefe sind stilistisch sorgfältig durchgeformt und -gestaltet. Ihr künstlerischer, nicht selten künstlicher Charakter ist offenkundig. Literaturhistoriker sprechen in diesem Zusammenhang gerne von „fein ziselierten Kabinettstücken“.²¹¹ Eduard Norden: „Alles ist geleckt und gedrechselt.“²¹²

Das lässt die Frage nach der Authentizität dieser Briefe aufkommen. Handelt es sich um wirkliche Briefe, die an die jeweiligen Adressaten versandt und nach entsprechender Überarbeitung ediert wurden – oder um reine Kunstbriefe, für die die briefliche Form nur als literarisches Gestaltungsprinzip diente? Die Frage ist im Laufe der Zeit immer wieder unterschiedlich beantwortet worden. Einerseits gibt es Literaturhistoriker, die an der Authentizität der Briefe unbedingt festhalten möchten, andererseits solche, die sie bestreiten und in ihnen bloße literarische Fiktion sehen.

Wohl im Zuge des allgemein zu beobachtenden „konstruktivistischen“ Modetrends²¹³ neigen Altphilologen und Historiker heute dazu, die fiktionalen Züge der Korrespondenz des sich „selber erfindenden“ Schriftstellers Plinius zu betonen und die Grenzen zwischen literarischem Schreiben und Privatbrief aufzuheben. Für Ludolph gilt auch in Bezug auf die Plinius-Briefe der Bücher 1-9:

„Publizierte Privatbriefe wie Texte der ‘persönlichen Dichtung’ zeigen dieselbe ‘Doppelgesichtigkeit’: Sie tragen alle oder zumindest viele Kennzeichen privaten Schreibens und vermitteln somit den Eindruck von Authentizität, sind aber qua Publikation Literatur und fallen unter die Kautel der ‘tendenziellen Fiktionalität’, und bei beiden muss man mit einem ‘literarischen’, einem bald lyrischen, bald ‘brieflichen’ Ich rechnen.“²¹⁴

Hatten frühere Literaturwissenschaftler den um seinen literarischen Nachruhm besorgten jüngeren Plinius oft der übermäßigen „Eitelkeit“ geziehen,

so ist heute viel von der „Selbstinszenierung“, „Selbststilisierung“, „self-representation“ usw. die Rede, wobei nicht selten die moralische Keule geschwungen wird.²¹⁵ Dass Plinius ein „Selbstdarsteller“ großen Stils war, ist unbestritten – doch andere waren es auch, wie wir am Beispiel der Autobiographie des Josephus gesehen haben. In literarischer und künstlerischer Hinsicht pflegen moralische Dinge im Allgemeinen weniger Gewicht zu besitzen als literarische und stilistische Qualität. Bei dem Verfasser der ersten neun Bücher haben wir es zweifellos mit einem begabten Schriftsteller und präzisen Beobachter seiner Zeit zu tun.

Die Christenbriefe und ihre neuesten Apologeten

Wie gesagt sind es zwei Briefe aus dem letzten Band der Briefesammlung des jüngeren Plinius, die uns hier interessieren: eine Anfrage des Statthalters an seinen Kaiser bezüglich des Verfahrens gegen Christen (ep 96) und dessen Antwort (ep 97). Bei beiden Schriften soll es sich ebenso wie bei dem Briefwechsel des 10. Buches als Ganzes nach Ansicht der meisten Historiker und Theologen um „echte, nicht zur Herausgabe bestimmte Briefe“ handeln.²¹⁶ Dass sie dann doch postum herausgegeben wurden, sollen wir nach André Lambert einem „Freund“ zu verdanken haben, der auf diese Weise für den Verstorbenen ein *monumentum aere perennius* zu schaffen gedachte.²¹⁷

„C. Plinius an Kaiser Trajan. (1) Ich habe es mir zur Richtschnur gemacht, Herr, alles, worüber ich im Zweifel bin, Dir vorzutragen. Denn wer könnte besser mein Zögern lenken oder meine Unwissenheit belehren (*ignorantiam instruere*)? An Verfahren (*cognitiones*) gegen Christen habe ich noch nie teilgenommen: Deshalb weiß ich auch nicht, was und inwieweit man hier zu strafen oder zu untersuchen pflegt. (2) Auch war ich einigermaßen in Verlegenheit darüber, ob das Lebensalter einen Unterschied ausmacht oder ob kein Unterschied in der Behandlung junger Menschen und Erwachsener gemacht wird; ob Reue (*paenitentia*) Gnade (*venia*) bewirkt oder ob es dem, der überhaupt einmal Christ gewesen ist, nicht nützt, wenn er es nicht mehr ist; ob der [Christen-] Name allein (*nomen ipsum*), auch wenn keine Verbrechen vorliegen, oder ob die mit dem Namen verbundenen Verbrechen bestraft werden. Einstweilen bin ich mit denen, die mir als Christen angezeigt wurden, folgendermaßen verfahren: (3) Ich habe sie gefragt, ob sie Christen seien. Diejenigen, die gestanden, habe ich unter Androhung der Todesstrafe ein zweites und drittes Mal gefragt; diejenigen, die beharrten, habe ich [zur Hinrichtung] abführen lassen. Denn ich zweifelte nicht: Was immer sie gestehen mochten, Hartnäckigkeit (*pertinacia*) und unbeugsamer

Starrsinn (*inflexibilis obstinatio*) mussten auf jeden Fall bestraft werden. (4) Es gab einige von ähnlicher Verrücktheit, die ich, weil sie römische Bürger waren, zur Überführung nach Rom vorgemerkt habe. Bald darauf im Laufe des Verfahrens weitete sich, wie es zu geschehen pflegt, die Anschuldigung aus und es traten mehrere Sonderfälle auf. (5) Es wurde eine anonyme Schrift vorgelegt, die zahlreiche Namen enthielt. Diejenigen, die leugneten, Christen zu sein oder es je gewesen zu sein, wenn sie nach meinem Beispiel die Götter anriefen und deinem Bild, welches ich zu diesem Zweck mit den Bildern der Götter hatte herbeiholen lassen, mit Weihrauch und Wein opferten, außerdem noch Christus lästerten, – alles Dinge, zu denen sich, wie es heißt, wirkliche Christen niemals zwingen lassen –, glaubte ich freilassen zu müssen. (6) Andere, die in der Schrift genannt waren, sagten erst, sie seien Christen und bald darauf widerriefen sie: sie seien es wohl gewesen, hätten aber damit aufgehört, manche vor drei, manche vor noch mehr Jahren, ein paar sogar schon vor 20 Jahren. Diese haben auch dein Bild sowie die Götterstatuen angebetet und Christus gelästert. (7) Sie versicherten jedoch, ihre ganze Schuld oder auch ihre Verirrung habe darin bestanden, dass sie an einem fest gesetzten Tag vor Sonnenaufgang sich zu versammeln pflegten und Christus wie Gott einen Wechselgesang sangen und sich mit einem Eid (*sacramentum*) nicht etwa zu irgendeinem Verbrechen verpflichtet hätten, sondern dass sie keinen Diebstahl, keinen Raub, keinen Ehebruch begingen, dass sie nicht ein gegebenes Wort brächen, dass sie anvertrautes Gut, das zurückgefordert wird, nicht verweigerten. Darauf sei es bei ihnen Brauch gewesen, auseinanderzugehen und wieder zusammenzukommen, um eine Speise zu sich zu nehmen, die aber ganz gewöhnlich und harmlos war; selbst davon hätten sie nach meinem Edikt abgelassen, mit dem ich gemäß deinen Verfügungen das Bestehen von Hetärien verboten hatte. (8) Um so mehr hielt ich es für nötig, zwei Sklavinnen, die sie Diakonissen nannten, auch unter der Folter nach der Wahrheit zu befragen. Ich fand nichts anderes heraus als einen verschrobenen und maßlosen Aberglauben (*superstitio*). (9) Daher habe ich die Verhandlung vertagt und wende mich nun an Dich, um Deinen Rat einzuholen. Die Sache scheint mir nämlich der Beratung zu bedürfen, vor allem wegen der Zahl der Angeklagten. Viele nämlich jedes Alters, jedes Ranges und beiderlei Geschlechts sind angeklagt und viele werden noch angeklagt werden. Nicht nur über die Städte, sondern auch über die Dörfer und das flache Land hin hat sich die Seuche dieses Aberglaubens ausgebreitet, der jedoch, wie es scheint, eingedämmt und geheilt werden kann. (10) Fest steht jedenfalls, dass man beginnt, die schon fast verödeten Tempel wieder zu besuchen, die lange unterbrochenen feierlichen Opfer wieder aufzunehmen und das Fleisch der Opfertiere zu verkaufen, für das sich nur sehr selten ein Käufer fand. Man kann daraus leicht erkennen, welch große Zahl von Menschen gebessert werden kann (*turba hominum emendari*), wenn man der Reue Raum gibt.“

Es folgt, als Brief 97 die Antwort des Kaisers:

„Trajan an Plinius. (1) Du hast, mein Secundus, bei der Untersuchung der Fälle derjenigen, die dir als Christen angezeigt wurden, genau das Verfahren angewendet, das Du musstest. Denn es lässt sich nichts allgemein Gültiges verfügen, was sozusagen als feste Regel gelten könnte. (2) Es soll nicht nach ihnen gefahndet werden (*conquirendi non sunt*); wenn sie aber angezeigt und überführt werden, soll man sie bestrafen, jedoch so, dass einer, der leugnet, Christ zu sein, und dies durch die Tat, das heißt indem er unseren Göttern opfert, offenbar macht – mag er in der Vergangenheit noch so verdächtig gewesen sein –, aufgrund seiner Reue Gnade findet. Anonyme Anzeigen aber dürfen bei keiner Anklage berücksichtigt werden. Denn das wäre ein äußerst schlechtes Beispiel und unseres Jahrhunderts nicht würdig (*nec nostri saeculi est*).“

Die beiden zitierten Texte werden von den Theologen bis heute als sicheres Jesuszeugnis verbucht.

Nach Theißen/Merz soll die Formulierung, die Christen hätten Christus *quasi deo* (wie Gott) Hymnen gesungen, zeigen, dass „Plinius in Christus nur einen Quasi-Gott sieht, eben weil er ein Mensch war“.²¹⁸ Hier wird übersehen, dass Plinius sicherlich keine selbständigen Erkundungen über den in der christlichen Gemeinde verehrten Christus angestellt haben wird, so dass seine Informationen natürlich nur von *Christen* stammen können. Wenn aber das *Wissen* des Plinius letztlich nur auf dem *Glauben* der frühen Christen basiert, lassen sich daraus für die Historizität des Menschen aus Nazaret keine Schlüsse ziehen.

Wie schon beim TT erfahren wir bei Theißen, Bruce, Kee und van Voorst leider gar nichts über die vielfältigen textgeschichtlichen und historischen Probleme der Korrespondenz. Die erstmals von *Johann Salomo Semler* (1725–1791) und in der Folge besonders eindrucksvoll von französischen Forschern gestellte Frage nach der *Echtheit beider Briefe* sowie der des ganzen 10. Buches wird ebenfalls völlig ignoriert.²¹⁹ Van Voorst bemerkt knapp und apodiktisch:

„Der Text dieser beiden Briefe ist gut bezeugt und zuverlässig, ihre Authentizität wird nicht ernsthaft bestritten. Ihr Stil entspricht dem der übrigen Briefe des 10. Buches [davon, dass Buch 10 als Ganzes der Unechtheit verdächtig wurde, scheint van Voorst nie etwas gehört zu haben], und sie waren bereits zu Tertullians Zeit (196–212) bekannt.“²²⁰

Zu solcher von keinerlei Zweifeln angekränkelter Zuversicht möchte man gratulieren – wenn es um Glauben und nicht um Wissenschaft ginge.

Doch ist der Optimismus vieler Theologen und Philologen keineswegs so gut begründet, wie es den Anschein hat. Im Gegenteil. Die selbstsicher

vorgetragene Behauptung steht wieder einmal auf äußerst wackeligen Füßen, wovon sich jeder, der nur ein wenig tiefer in die damit zusammenhängenden Probleme eindringt, leicht überzeugen kann. Da ist zunächst die geradezu abenteuerliche Geschichte der Entdeckung und Erstveröffentlichung des Textes.²²¹

Fra Giocondo und die Entdeckung des „Parisinus“

Es ist unbestritten, dass das zehnte Buch der Briefsammlung des jüngeren Plinius bis zum 16. Jahrhundert noch völlig unbekannt war. In der 2. Auflage der *Geschichte der römischen Literatur* von Schanz heißt es, es sei „lange verborgen“ gewesen.²²² Richtig ist, dass das Buch bis dahin von niemandem vermisst wurde und die Entdeckung in der damaligen gelehrten Welt einer Sensation gleichkam. Wohl kannten die Humanisten jener Zeit bereits neun Bände mit Plinius-Briefen, die gegen Ende des 15. Jahrhunderts in immer neuen Ausgaben auf dem Markt erschienen. Von einem mehr als 100 Briefe umfassenden Briefwechsel mit dem Kaiser Trajan hatte indessen noch niemand etwas gehört.

Eine erste, freilich noch unvollständige Ausgabe des Briefwechsels, in der nur die Briefe 41-122 enthalten waren, erschien im Jahre 1502 und wurde vom Veroneser Philosophieprofessor und Humanisten *Hieronymus Avantius* herausgegeben.²²³ Avantius gibt an, dass die von ihm veröffentlichte Ausgabe auf einer Handschrift basiere, die ihm ein gewisser *Petrus Leander* aus Frankreich mitgebracht haben soll.²²⁴ Dass dieser jedoch nicht der Entdecker der Handschrift war, geht – abgesehen von dem Vorwort der späteren Ausgabe des *Manutius Aldus* (1449–1515), des bekannten venezianischen Buchdruckers und Verlegers, auf den wir unten noch näher eingehen – aus dem Zeugnis des berühmten französischen Gelehrten *Guillelmus Budeus* (frz. *Guillaume Budé*, 1467–1540) hervor: Als Entdecker der Handschrift nennt er den „Priester, Antiquar und bedeutenden Architekten“ (*sacerdos homo antiquarius und architectus famigeratus*) Jucundus bzw. (*Giovanni*) Fra Giocondo.

Über das Leben dieses Mannes sind wir vor allem durch die Biographie des Kulturhistorikers *Giorgio Vasari* informiert. Freilich liegt noch vieles im Dunkeln. Fra Giocondo soll um 1435 in Verona geboren sein. Er war geistlichen Standes und Mitglied eines Ordens (darum „sacerdos“) – ob Dominikaner, Franziskaner, Minorit oder Weltpriester, darüber gehen die Meinungen auseinander. Vasari bezeichnet Fra Giocondo als Philosophen

und Theologen, dessen Hauptprofession die (lateinische und griechische) Literatur war, der sich aber zugleich auch als bedeutender Architekt einen Namen machte. In jedem Fall erwies sich Fra Giocondo als ein tüchtiger Kenner des Altertums. Dem bekannten Kunstmäzen Lorenzo de Medici übergab er eine Sammlung von etwa 2000 lateinischen Inschriften, die später in der Vatikanischen Bibliothek Aufnahme fand. Zu den wichtigsten literarischen Entdeckungen Fra Giocondos gehörte, abgesehen von derjenigen der Plinius-Briefe, ein ebenfalls in Frankreich entdecktes Manuskript des *Gallischen Krieges* von Julius Caesar, das, mit seinem Kommentar versehen, bei Aldus gedruckt wurde. Fra Giocondo fertigte in diesem Zusammenhang erstmals eine Skizze der von Caesar gebauten Rhonebrücke an. 1511 gab er eine verbesserte und mit einem Kommentar versehene Ausgabe des (lateinischen Architekten) Vitruv heraus, die Papst Julius II. gewidmet war.

Zu Ruhm gelangte Fra Giocondo vor allem durch seine Tätigkeit als *Baumeister*. Ludwig XII. berief ihn 1499 als königlichen Architekten nach Paris, wo er als *Jean Joyeux*, wie man ihn hier nannte, den Bau zweier Brücken über die Seine leitete, darunter den Wiederaufbau der *Pont Notre-Dame*. Die mit (Geschäfts-) Häusern bebaute Brücke fand wegen der konsequenten Anwendung antiker Bauregeln viel Beifall.

Neben vielen anderen Bauprojekten, die Fra Giocondo im Dienste der Könige leitete, hebt Vasari vor allem seine Verdienste für die Republik Venedig hervor. Dort erwarb er sich nach seiner Rückkehr nach Italien im Jahre 1506 als *Wasserbauingenieur* einen großen Ruf, weil er beim Ausbau des Hafens die Versandung der Brenta durch Sedimente verhinderte und auf diese Weise großen Schaden von der Stadt abwendete und deswegen geradezu als „zweiter Begründer Venedigs“ bezeichnet wurde. Zwischen 1506 und 1508 verfasste Fra Giocondo überdies vier Abhandlungen zur Frage der Wasserwege in Venedig. Als 1513 die Rialto-Brücke abbrannte, legte der Architekt dem Senat von Venedig Skizzen für einen Neubau vor, die aber abgelehnt wurden.

Wohl aus Unwillen darüber ging Fra Giocondo 1514 nach Rom, wo eben der Architekt Bramante Lazzari gestorben war. Er übernahm dessen Stelle und arbeitete zusammen mit Architekten wie Raffael und Giuliano da Sangallo am Neubau der Peterskirche. In einem Brief aus dem Jahre 1514 bezeichnet Raffael seinen Kollegen als achtzigjährigen Greis, der wegen seines hohen Alters wohl nicht mehr lange leben werde. Tatsächlich scheint Fra Giocondo aber noch einige Jahre tätig gewesen zu sein. Als letzte Arbeit Fra Giocondos wird in den Quellen eine 1521 vollendete Brü-

cke in Verona erwähnt, danach verlieren sich die Spuren des Hochbetagten. Wann und wo er verstorben ist, lässt sich nicht feststellen.

Wie wir gesehen haben, fällt die Entdeckung des Briefwechsels offenbar in die Anfangszeit des Aufenthaltes in Paris d. h. in die Jahre 1499–1501. Vasari zitiert den mit Fra Giocondo befreundeten, in Paris ansässigen Gelehrten Budaeus, der diesen nicht nur als berühmten Architekten preist, sondern ausdrücklich hervorhebt, dass derselbe Mönch die verschollenen Plinius-Briefe in einer alten Pariser Bibliothek entdeckt habe.

Steht damit das „All-round-Genie“ Jucundus, Fra Giocondo, als Entdecker der Handschrift zweifelsfrei fest, so bleiben doch viele andere Probleme, die sich im Zusammenhang mit dieser „Entdeckung“ stellen, ungeklärt. Eine der Hauptfragen, die uns beschäftigen wird, ist die nach dem frühen Verschwinden der soeben entdeckten Handschrift. Tatsache ist, dass diese nur wenige Jahre nach ihrer Entdeckung auf rätselhafte Weise verloren ging und bis zum heutigen Tage nicht aufgefunden wurde. Tatsache ist weiterhin, dass *außer dem Entdecker Fra Giocondo* offenbar niemand das Pariser Original der wertvollen Handschrift zu Gesicht bekommen hat.

Doch wir müssen, bevor wir diesem seltsamen Sachverhalt nachgehen, zunächst die Geschichte der Veröffentlichung des Briefwechsels noch ein wenig weiter verfolgen.

Schon bald nach Erscheinen der ersten Ausgabe der neuen Plinius-Briefe erschienen zwei weitere Ausgaben, eine in der Druckerei des *Beroaldus*, eine andere aus dem Jahre 1506 in der des *Catanäus*. Man geht sicher nicht fehl in der Annahme, dass die Herausgeber mit der Veröffentlichung der neu entdeckten Briefsammlung ein gutes Geschäft machten. Die Vermarktung zeitgenössischer Literatur stagnierte, aber der Verkauf eines neu entdeckten antiken Klassikers versprach immer guten Profit.

Schon aufgrund der Erfahrung mit ähnlich gelagerten Fällen war Misstrauen angebracht. Jedenfalls musste sich Catanäus in dem Vorwort zu seiner Ausgabe der Briefe bereits mit zeitgenössischen Skeptikern auseinandersetzen, die den Briefwechsel für eine Fälschung hielten (*sunt qui non esse Plinii putant*). Gegen die Echtheit führten sie den *Stil* der Briefe an, dem es an der Eleganz der übrigen Briefe mangle, aber auch die befremdliche Anrede „Domine“ für Trajan, die erst in der späteren Kaiserzeit bei den Severianern nachweisbar sei.

Es wirft übrigens ein bezeichnendes Licht auf die „Vertrauenswürdigkeit“ des Herausgebers Catanäus, dass dieser sich den Anschein gibt, als basiere sein Text auf einer alten Handschrift. Wie ein Vergleich der Ausgaben zeigt, legte Catanäus seiner Ausgabe aber offenbar nur die des Avantius

zugrunde. Die Abweichungen gehen auf Konjekturen zurück, die er selber anbrachte.

Die erste vollständige Ausgabe sämtlicher Briefe des 10. Buches, die auf der Grundlage der Handschrift entstanden sein soll, ist die des *Aldus Manutius* aus dem Jahre 1508. Manutius war einer der führenden geistigen Köpfe der Hochrenaissance, von dem sowohl als Verleger wie auch als Buchdrucker entscheidende Impulse ausgingen. Als Buchdrucker und Typograph setzte er wichtige Neuerungen wie zum Beispiel die Kursivschrift oder die Einführung der Interpunktion durch, auch die Erfindung einer Art Taschenbuchausgabe (*libri portatiles*) geht auf seinen Erfindungsgeist zurück. Als Verleger war er verantwortlich für das Erscheinen wichtiger Klassikerausgaben wie z. B. der Werke des Aristoteles, Aristophanes, Vergil, Juvenal, Herodot, Euripides, Homer, Platon usw. In Bezug auf die Werke des Plinius galt sein Ehrgeiz der Herstellung einer ersten Gesamtausgabe, die, wie er behauptete, die in Paris entdeckte Handschrift zur Grundlage hatte, sowie außerdem eine Abschrift des Fra Giocondo, die schon zwei Jahre zuvor in seinem Besitz gewesen sein soll. Damit wollte er sich offenbar den Primat vor seinem Verwandten und Konkurrenten Catanäus sichern, der schon vor ihm eine Ausgabe des Briefwechsels veranstaltet hatte.²²⁵

Warum die ersten vierzig Briefe in den früheren Auflagen noch fehlten, ist nicht ganz klar. Gewöhnlich wird dies damit erklärt, dass die erste, von Petrus Leander stammende Abschrift nur nachlässig angefertigt worden sei. Jedenfalls legte Manutius in einem Widmungsbrief zur neuen Ausgabe großen Wert auf die Feststellung, dass die zugrundegelegte Handschrift keine geringere gewesen sei als der in Frankreich befindliche „Parisinus“, den ihm der venezianische Nobile und Botschafter in Paris namens Mocenigo mitgebracht haben soll.

Doch auch hier gilt es, Unstimmigkeiten und Widersprüche festzustellen. Gegen die Behauptung des Manutius, ihm habe die Pariser Handschrift bei der Herausgabe seiner Plinius-Ausgabe vorgelegen, spricht die des Budaeus, der im November 1508 frank und frei erklärt, dass die von Fra Giocondo gefundene Handschrift noch in Paris sei. Und noch im Jahre 1516 heißt es bei Budaeus: *Habemus Plinium*; mit anderen Worten: Budaeus ist der Meinung, dass sich die ursprüngliche Handschrift nach wie vor in Paris befinde.²²⁶

Man wird den Widerspruch nicht anders lösen können als durch die Annahme, dass einer der beiden Männer nicht die Wahrheit sagte. Hätte Budaeus Recht, so wäre nur schwer zu erklären, warum die Handschrift bei der von Franz I. „trefflich geordneten Archivverwaltung“ verlorengehen

konnte;²²⁷ hätte Manutius recht, so müssten alle Spuren des verlorengegangenen Codex nach Italien, in die Druckerwerkstatt des Manutius, weisen, was jedoch, wie wir noch sehen werden, keineswegs der Fall ist.

Was danach mit dem „Parisinus“ passierte, ist nicht bekannt. Spätere Herausgeber haben als Grundlage für ihre Ausgabe der Plinius-Briefe nur noch die des Aldus benutzt. Der mysteriöse, von Fra Giocondo in Paris entdeckte Codex ist seitdem spurlos von der Bildfläche verschwunden.

Auch der Fund eines Handschriftenkonvoluts durch den englischen Gelehrten Ernest George Hardy in der Bodleiana in Oxford im Jahre 1888 hat keinen näheren Aufschluss über den Verbleib des Pariser Codex bringen können. Nach Hardys Beschreibung besteht der Fund aus drei Teilen:

- (1) einer Ausgabe der (neun ersten Bücher der) Plinius-Briefe des Beroaldus aus dem Jahre 1498,
- (2) einer Ausgabe der Briefe 41-122 des Avianus aus dem Jahre 1502 mit dem letzten Teil des Briefwechsels,
- (3) einer Handschrift mit den in beiden Ausgaben fehlenden Briefen (8, 3-18, 11 und 10, 1-40), die an ihren richtigen Platz gestellt wurden.

Außerdem wurden alle drei Teile mit Anmerkungen in altertümlicher Handschrift versehen.²²⁸ Hardy versucht zu zeigen, dass es sich (a) bei der Handschrift entweder um eine direkte Abschrift des Pariser Codex oder aber um eine Kopie einer Abschrift handelt, dass (b) die handschriftlichen Verbesserungen aus der Feder Fra Giocondos stammen und – entscheidend (c): dass dieser Textkonvolut höchstwahrscheinlich mit demjenigen identisch ist, welcher Manutius bei dem ersten Abzug der ersten Auflage 1508 vorlag.

Wenn Hardys Annahme zuträfe, so würde sie nur bestätigen, dass Manutius, entgegen seiner Behauptung, den Pariser Codex *nicht* benutzt hat. Sie entspräche im Übrigen der von Keil, einem späteren Herausgeber der Briefe, gemachten Beobachtung, dass Manutius nur für die bis dahin noch nicht edierten Briefe des Briefwechsels eine Abschrift des Fra Giocondo benutzte.

Für Leon H. Canfield stand nach der Entdeckung des Bodleianus fest, „dass [tatsächlich] eine Handschrift existierte und dass die Korrespondenz keine humanistische Fälschung ist“.²²⁹ Doch ist es überhaupt nicht nachvollziehbar, wie Canfield aus Hardys Entdeckung einen Beweis für die Existenz des Pariser Codex ableiten kann. *Ganz im Gegenteil* kann Hardys Fund nur als Indiz dafür angesehen werden, dass das „manuscript“, also

der Pariser Codex, der außer den neun Briefbänden auch den Briefwechsel zwischen Plinius und Trajan enthalten haben soll, von Manutius offenbar gar nicht benutzt wurde.

Statt auf den Bodleianus hätte Canfield besser auf den *Beluacensis* verwiesen. Der in der Bibliothek von Lord Ashburnam gefundene, aus dem 10. Jahrhundert stammende Codex (Laurentianus Ashburnham R 98) gibt in seinem Index tatsächlich einen Hinweis auf zehn Bücher mit Episteln des Plinius: C. PLINI SECVNDI EPISTVLARVM LIBRI NVMERO DECIM. Da der Codex aber nur die ersten 6 Bücher einschließt, ist völlig unklar, was sich dahinter verbarg (siehe unten).²³⁰

Es bleibt darum auch und gerade nach der Entdeckung des Bodleianus (und des *Beluacensis*) bei der von Schanz getroffenen Feststellung zur Überlieferungsgeschichte des 10. Buches: „Die einzige Quelle [sc. für die Briefsammlung] ist der verlorene Parisinus ... Sonst erhalten die Codices der Plinius-Briefe nur die Korrespondenz der neun Bücher.“²³¹

Am Ende der ebenso verworrenen wie mysteriösen Geschichte bleibt festzuhalten: Die einzige Handschrift, in der sämtliche Plinius-Briefe enthalten gewesen sein sollen, versank ebenso kometenhaft wieder im Dunkel, wie sie zu Beginn des 16. Jahrhunderts am Himmel der Humanisten erschienen war. Sechs Jahre lang tat sie gewissermaßen ihre Dienste, dann wurde es still um sie, und schließlich war sie ganz verschwunden.²³²

Die einzigen Zeugen, die den Pariser Codex zu Gesicht bekommen haben wollen, sind – sieht man einmal von dem Überbringer des Codex, Mocenigo, ab, über den wir weiter nichts wissen –, außer Manutius, der französische Gelehrte Budäus und Fra Giocondo.

Ohne einem dieser ehrenwerten Männer zu nahe treten zu wollen, muss doch festgestellt werden, dass die Glaubwürdigkeit der Aussagen des Manutius und des Budaeus über den Verbleib dieses Codex sehr unter der Widersprüchlichkeit ihres Zeugnisses leidet. Auch wenn man die Aussage des Manutius, seine Ausgabe der Plinius-Briefe sei auf der Grundlage des Pariser Codex entstanden, als großsprecherische, wenn auch verzeihliche Behauptung eines ehrgeizigen und geschäftstüchtigen Verlegers abzutun geneigt ist, bliebe das Problem, warum der Codex dann nicht in Paris aufbewahrt wurde, wie es uns Budaeus noch 1516 mit seinem *Habemus Plinium* glauben machen muss. – Oder sollte auch Budaeus nur Abschriften dieses Codex gesehen haben, die ihm der von ihm hoch verehrte Antiquar und Architekt Jucundus Veronensis verschaffte? Sollte mit anderen Worten *Jucundus Veronensis* als Entdecker der *einzig* gewesen sein, der den originalen Codex, auf dessen Grundlage angeblich alle Abschriften und Drucke

des Briefwechsels zwischen Plinius und Trajan entstanden, jemals in Händen gehabt hatte? Es deutet alles darauf hin.

Über die Vertrauenswürdigkeit dieses Mannes zu urteilen, kann an dieser Stelle nicht unsere Aufgabe sein. Sie grundsätzlich in Frage zu stellen, wäre ebenso falsch, wie sich grundsätzlich dafür zu verbürgen, was allerdings seit Jahrhunderten, und zwar nicht nur von Seiten der Theologen, geschieht.

Gibt es vielleicht sogar noch nähere Hinweise, anhand derer wir die besondere Handschrift des Jucundus erkennen können? Wir wollen uns diese Frage bis zum Schluss aufheben, d. h. bis zu dem Zeitpunkt, wo wir definitiv davon ausgehen dürfen, dass wir es bei dem ganzen Briefwechsel mit einer späteren Fälschung zu tun haben. Zunächst wollen wir uns, wie schon in den vorangegangenen Abschnitten, mit den zahlreichen *inhaltlichen Problemen und Widersprüchen* der beiden „Christenbriefe“ beschäftigen, die seit Salomon Semler immer wieder den Anstoß der kritischeren Historiker erregt haben.